

Milo Bernasconi. Une alliance éphémère: les relations de pouvoir entre les villes de Berne et de Lausanne, de la combourgeoisie à la sujétion (1525–1538), Lausanne: Antipodes, 2024, 288 S. – ISBN 978–2–88901–245–9.

Zu den wenig bekannten Aspekten der Geschichte der Westschweiz im 16. Jahrhundert zählen die Beziehungen zwischen Bern und Lausanne vor der Eroberung der Waadt durch die Berner im Jahr 1536. Diesem Thema widmet Milo Bernasconi sein Buch und konzentriert sich dabei auf das Jahrzehnt, in dem Bern und Lausanne durch ein Burgrecht verbündet waren, das – wie der Titel des Werks erahnen lässt –, nicht lang-
lebig sein sollte.

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert: Der erste Teil erläutert in fünf Kapiteln, warum Lausanne sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus aussen- sowie innenpolitischen Gründen Bern und den übrigen Schweizer Orten näherte und wie die Stadt, die sich von diesem Bündnis eine Stärkung ihrer politischen Autonomie erhoffte, ab 1525 immer mehr zu einem Protektorat Berns wurde, bevor Bern sie im Zuge der Eroberung der Waadt in die eigene Herrschaft einverleibte.

Das erste Kapitel resümiert die machtpolitischen Rivalitäten, die das Waadtland im ersten Drittel des 16. Jahrhundert prägten und die in der Annäherung zwischen Lausanne und Bern eine zentrale Rolle spielten. Im Gegensatz zu Bern war Lausanne nicht souverän, sondern stand unter der Herrschaft des Lausanner Bischofs. Als Enklave inmitten der Besitztümer Savoyens war die Stadt auch dem Expansionswillen von Herzog Karl II. ausgesetzt, und sie nützte die Rivalität zwischen Bischof und Herzog aus, um sich mehr Autonomie zu verschaffen. Auch die Schweizer Orte standen der Expansion Savoyens misstrauisch gegenüber, insbesondere Bern und Fribourg, die seit 1476 in der Waadt gemeine Herrschaften besaßen und mit Frankreich verbündet waren. Diese Situation erlaubte es Lausanne, im Dezember 1525 ein Burgrecht mit Bern und Fribourg zu besiegeln.

Im zweiten Kapitel werden die politischen Strukturen der beiden Städte beschrieben. Hilfreich sind hier in erster Linie die Informationen zu den Lausanner Institutionen. Wegen des Untertanenstatus werden diese oft vernachlässigt, obwohl der Stadtrat bis 1536 durchaus politi-

schen Spielraum besass. Bemerkenswert ist, wie Lausanne im Laufe der Jahre die eigenen Institutionen dem Berner Modell anpasste: Offenbar ging man davon aus, dass dieses eine solide Basis für eine zukünftige politische Autonomie bilden würde.

Im dritten Kapitel unterzieht Bernasconi den diplomatischen Briefwechsel zwischen Bern und Lausanne der rhetorischen Analyse. Hier liegt zweifellos eine der Stärken der Studie: Der Autor, zeigt, mit welchem Vokabular und welchen Argumenten Diplomatie ausgeübt wird und was sich hinter den auf den ersten Blick floskelhaft erscheinenden Formeln an Machtkämpfen verbirgt. Subtile Änderungen in den Grussformeln und in der Titulatur, die Bern benutzt, zeigen, wie Bern Lausanne schon vor der Eroberung mehr und mehr als ein Protektorat betrachtete. Nach 1536 lässt die Einführung des Terminus *feaulx* über den Untertanenstatus Laussannes keinen Zweifel mehr bestehen; ab 1537 ist auch von *combourgeois* keine Rede mehr, da Bern der Stadt jegliches Recht, selbständig ein Bündnis einzugehen, nun abspricht.

Im vierten Kapitel wird näher auf die Vasallisierung von Lausanne eingegangen, die sich ab 1525 abzeichnet. Von Anfang an wird ersichtlich, dass Bern die politische Autonomie von Lausanne nur schützen und fördern würde, solange diese den eigenen Interessen dienen konnte. Ging es darum, Sebastian von Montfalcon, den Lausanner Bischof, oder Karl II. von Savoyen zu schwächen, stand der Berner Rat Lausanne bei. Dass der Beistand sich aber in Grenzen hielt, zeigt eine Klausel im Burgrecht zu den Pflichten der Verbündeten: Im Kriegsfall war Lausanne verpflichtet, sowohl Bern als auch Fribourg militärisch beizustehen, die beiden Orte ihrerseits durften aber ihre Hilfe verweigern. Schon das Burgrecht lässt also erkennen, dass ein Bündnis in erster Linie die Position der Aarestadt in der Waadt stärken sollte. Bern wollte Laussannes Aussenpolitik fortan kontrollieren und forderte militärische Unterstützung sowohl gegen Savoyen als gegen die altgläubigen Orte. Auch beanspruchte Bern ein Mitspracherecht in internen Angelegenheiten wie dem Münzwesen oder der Glaubensfrage.

Im fünften Kapitel wird beschrieben, wie 1536 jeglicher Autonomieanspruch von Lausanne definitiv unterbunden wurde. Für die Stadt, die noch 1525 darauf hoffte, ein selbständiger Ort zu werden, war die Annexion der Waadt ein bitterer Rückschlag. Nunmehr eine Vogtei, wurde sie

von Sebastian Nägeli im Namen Berns regiert; ihr politischer Spielraum erwies sich als noch geringer als unter den Bischöfen. Auch in Glaubenssachen hatte nun Bern das Sagen: Schon Ende 1536 wurde das Reformationsmandat erlassen, das den neuen Glauben in den eroberten Territorien durchzusetzen.

Insgesamt demonstriert Bernasconi auf überzeugende Weise, dass Bern Lausanne eigentlich nur unterstützte, weil die Stadt einen Stützpunkt für die eigene Politik im Westen darstellte. Hiermit bricht der Band auch mit der älteren, konfessionsgeprägten Forschung, die Berns Eroberung oft als Befreiung der Waadt vom Joch des Katholizismus feierte. Einige Kritikpunkte bleiben jedoch bestehen. So fragt sich, weshalb auf den Gebrauch von Quellen zu den stadtinternen Entscheidungsprozessen – wie z. B. die Berner Ratsmanuale – verzichtet wurde. Diese hätten womöglich erlaubt, die Ausarbeitung der Aussenpolitik innerhalb der lokalen Gremien und deren Entwicklung im Laufe der Zeit klarer darzustellen. Ein leichter Mangel ist auch, dass die Akteure mit Ausnahme von Stadtschreiber Peter Cyro kaum als solche existieren. Zu oft treten zudem der Berner und der Lausanner Rat als monolithische Entitäten auf, die wie ein Individuum handeln. Kollektive Regierungsgremien legten grossen Wert darauf, als mit einer Stimme sprechende Entität zu erscheinen; dies diente aber in erster Linie dazu, den Dissens zu verschleiern, der jeder Beschlussfassung vorausging. Eine Thematisierung dieser Frage wäre hier wichtig gewesen, denn belegt ist, dass die 1536 umgesetzte Westpolitik Berns keineswegs von Anfang an auf einstimmige Zustimmung stiess.

Trotz diesen wenigen Kritikpunkten bleibt Milo Bernasconis Werk sehr lesenswert. Sollte man noch Zweifel hegen, genügt ein Blick auf den zweiten Teil des Buches, um sich zu überzeugen. Unter dem Titel *Annexes*, der in diesem Falle der geleisteten Arbeit nicht gerecht wird, bietet der Autor eine wertvolle Edition der Briefe, die die Basis seiner Studie bilden. Die sorgfältige Edition, die den etablierten Regeln der *École nationale des Chartes* folgt, erlaubt nicht nur, die Ausführungen des Autors mit den Quellen zu vergleichen, sondern stellt den Historikerinnen und Historikern auch wichtiges und bisher nur wenig ausgewertetes Material

zur Erforschung der Berner Politik im Westen zur Verfügung.

Fabrice Flückiger, Bern

doi: 10.69871/5893m539 | CC BY-NC-ND 4.0

Briefkultur der Reformationszeit, hg. von Johannes Schilling, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2023 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 27), 330 S. – ISBN 978-3-374-07428-0.

Die vierzehn Beiträge im Tagungsband *Briefkultur der Reformationszeit* decken die gesamte Zeitspanne des 16. Jahrhunderts ab und bieten eine Vielfalt an Themenaspekten, von der Gelehrten- und Theologen- hin zur Adelskorrespondenz sowie von der Bedeutung der Überlieferung und Erschließung von Archivbeständen über Datenbanken hin zu Editionen. Mit Überlegungen zur Bedeutung von Briefen in bildlichen Darstellungen des 16. Jahrhunderts betreten sie auch wissenschaftliches Neuland. Dass ein Schwerpunkt der Beiträge auf Philipp Melanchthons Briefwechsel liegt, erklärt sich aus der Anlassgebundenheit der Tagung zur Würdigung von Stefan Rheins mit Melanchthon verbundener Forschungstätigkeit.

Die Varietät der Beiträge erschwert eine thematische Gruppierung. Aber mit dem eröffnenden Beitrag von *Matthias Dall’Asta* zur Öffentlichkeit von Briefen wird ein guter Einstieg geboten, da spezifische Eigenheiten des Briefeschreibens im 16. Jahrhundert in dem Beitrag gut erklärt werden und die angeschnittenen Themen, sei es zur Verwendung des Griechischen oder zur emotionalen Beziehungsentwicklung resp. Konflikten in Briefwechseln, auch in folgenden Beiträgen aufgegriffen werden.

So argumentiert z. B. *Stefan Weise* anhand eines in einem tabellarischen Anhang aufgeführten Briefkorpus, dass griechischsprachige Briefe zu Beginn des 16. Jahrhunderts zunächst ein Zeichen von gegenseitiger Anerkennung, von humanistischer Bildung und von Sprachfertigkeiten darstellten, später aber auch der Mitteilung heiklerer Sachverhalte dienten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde die griechische Sprache von